

Heinz Steinert

Die Widerständigkeit der Theorie

Abschiedsvorlesung am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der J.W.Goethe-Universität, 4. Juli 2007

Mediziner-Freunde, die an großen Kliniken, besonders an Universitätskliniken arbeiten, erzählen mir gelegentlich davon, wie ihnen die Pharma-Firmen großzügige Forschungsgelder für Medikamententests nachtragen. Dabei soll es auch vorkommen, dass die fertigen Testergebnisse gleich mitgeliefert werden. Gelegentlich würden sogar publikationsfertige Zeitschriftenartikel mit der Frage vorgelegt, ob man nicht die Autorschaft dafür übernehmen möchte.

Mir hat noch nie jemand ein solches Angebot gemacht. Auch nicht für das Gegenteil: dass ich ein Forschungsergebnis *nicht* veröffentliche (was man eher aus Krimis kennt).

In den Naturwissenschaften häufen sich die Skandalisierungen von Datenfälschungen und sonstigem Labor- und Veröffentlichungs-Betrug, von dem deutschen Festkörperphysik- und Nanotechnologie-Wunderknaben Jan Hendrik Schön (2002), für den ein Max-Planck-Institut eingerichtet werden sollte, bis zu dem Koreanischen Stammzellen-Guru Hwang Woo-Suk (2006), der vom Staat jede denkbare Förderung bekam.

In der Soziologie gibt es keine solchen Skandale.

Beides, das Ausbleiben der Angebote wie der Skandale, sollte uns nachdenklich machen: Es ist nicht anders zu erklären als damit, dass niemand die Soziologie braucht – jedenfalls nicht dringend genug, um dafür großes Geld auszulegen.

Diese Art von Widerständigkeit gegen Angebote, die man nicht ablehnen kann, brauchen wir also nicht.

In den Sozialwissenschaften wird man nicht gekauft, man verkauft sich selbst – und meist erstaunlich billig. In den Sozialwissenschaften haben wir das Phänomen, das ich „Verein der Freunde und Förderer“ nenne: „Freunde und Förderer der Polizei“ oder „des Gefängnisses“ in der Kriminologie, „Freunde und Förderer der Gesetzgebung“ in der Rechtssoziologie, „Freunde und Förderer der Gewerkschaft“ in der Arbeits- und Industriosozologie, „Freunde und Förderer des Sozialdezernats“ in der Forschung zur städtischen Sozialarbeit, „Freunde und Förderer der UNO“ in den Internationalen

Beziehungen. Man könnte fast beliebig lang fortsetzen. Wir haben die Neigung, von uns aus nützliche Beziehungen in unsere Forschungsfelder hinein aufzubauen, und gewöhnlich sind das Beziehungen zu den damit befassten Verwaltungen und Politikzentren. Ihren Bedürfnissen und Problemen passen die wissenschaftlichen „Vereine der Freunde und Förderer“ vorsehend ihr Denken an.

Auch nach der anderen Seite hat man oft den Eindruck, sich zu Schleuderpreisen auf den Markt werfen zu müssen: nämlich wenn man publiziert. Von den großen, kommerziellen Verlagen bekommt man gewöhnlich auf ein unverlangt eingeschicktes Exposé gar keine Antwort (egal wie eindrucksvoll der Briefkopf aussieht und ob in der Fußzeile steht „Hier wird Wissen Wirklichkeit“, oder nicht). Für ihr erstes Buch müssen die meisten Wissenschaftler teuer bezahlen. Regulär publizierbar sind ohnehin nur mehr Lehrbücher, Kulturgeschichte und Lebensberatung. Außer man hat einen so ungewöhnlichen Verleger wie ich, der sich zuerst für Inhalte interessiert und erst dann für Verkäuflichkeit zu sorgen sucht.

Wir sind also in den Sozialwissenschaften – das will ich mit diesen Hinweisen illustrieren – in einer ungewöhnlichen Kulturindustrie-Situation: Unser Problem ist nicht Warenförmigkeit des Produkts, sondern der Mangel an Marktgängigkeit. Wir sind in der Situation von Arbeitslosen: Schlimmer als ausgebeutet zu werden ist nur, *nicht* ausgebeutet zu werden.

Das gilt auch für unsere Forschungs-Ideen, die wir diversen Fonds, darunter dem wichtigsten in „Selbstverwaltung“ der Profession, zur Finanzierung antragen: Niemand wartet dort auf gute Ideen, jeder Antrag bringt der Fondsverwaltung und der gutachtenden Kollegenschaft nur zusätzliche Arbeit, es gibt eh schon zu viele davon, wir werden behandelt wie Bittsteller, wie Schnorrer. An der Universität wird im Gegenzug der Drittmittel-Fetisch neuerdings verschärft, indem der „Wert“ eines Wissenschaftlers an dem einfachen Maß der Summe von „eingeworbenen Drittmitteln“ bestimmt wird.

Das also will ich im folgenden tun: I/ Die untypische Kulturindustrie-Situation der Sozialwissenschaften, ihr Ausgesetztsein an Imperative von Waren- und Verwaltungsförmigkeit, ist angesichts solcher Befunde genauer zu beschreiben. *Kulturindustrie* meint dabei einfach die Produktionsbedingungen für (im weitesten Sinn) intellektuelle Hervorbringungen: Kunst, Design, Werbung, Planung ebenso wie Gesellschaftstheorie. Dann ist II/ zu fragen, was Widerständigkeit gegen Kulturindustrie bedeutet, warum er nötig ist und welche Formen der Gegenwehr sich historisch herausgebildet haben. Abschließend möchte ich III/ ein paar Hinweise darauf geben, um welche Bedingungen für gute, also widerständige wissenschaftliche Arbeit wir uns bemühen könnten.

I: Die Kulturindustrie-Situation der Sozialwissenschaften

In der „Wissensgesellschaft“, so wurde uns versprochen, bekommt Wissen als Produktionsfaktor besondere Bedeutung – und viele scheinen das so verstanden zu haben, dass damit intellektuelle, also Kopf-Arbeit, und in der Folge auch die Träger dieses Arbeitsvermögens, also die Gebildeten, gesellschaftlich besonders beachtlich sein würden. Zumindest gab es einen ersten Schub solcher Begeisterung bei den Norbert Bolz, Helmut Willke, Nico Stehr, gar nicht zu reden von etwa Florian Rötzer oder Matthias Horx. Luc Boltanski und Éve Chiapello gehen sogar davon aus, dass Kapitalismus sich in Abarbeitung an der Kritik entwickle, die wir und andere an ihm üben. Viel wichtiger können wir uns nicht machen.

Erst allmählich spricht sich herum, dass Wissensgesellschaft tatsächlich einen Schub von *Rationalisierung* der Wissenskomponente des Arbeitsvermögens bedeutet – dass uns also jetzt geschieht, was den Facharbeitern bei der Einführung von wissenschaftlicher Arbeitsorganisation im Fordismus geschah: Wir werden zu Anhängseln der Maschinen gemacht, in die unsere Kompetenzen ausgelagert wurden. Das Schöne ist diesmal, dass wir diese Maschinen – PCs und Internet-Anschlüsse – auch noch selbst bezahlen und große private Energie darauf verwenden, den Umgang mit ihnen zu erlernen. Für die fordistischen Massenarbeiter mussten diese Kosten immerhin von den Betrieben getragen werden.

Dass wir damit die Arbeit in Selbstbedienung mit übernommen haben, die früher von Sekretärinnen, Setzern und Druckern getan wurden, ist noch die geringste Auswirkung – und kann sogar als Fortschritt der Produktivkraft verbucht werden. Interessanter ist, was in diesem Schub von Rationalisierung mit dem Wissen geschieht:

Dominant wird die Wissensform der *Gebrauchsanweisung*. Die oben genannten Genres des Lehrbuchs und der Lebensberatung haben genau diese Form. Ein Roman mit dem Titel *Das Leben: Gebrauchsanweisung* – bekanntlich von Georges Perec 1978 (*La vie – mode d'emploi*) – könnte heute irrtümlich, angesichts der verbreiteten Ironie-Blindheit ein großer Verkaufserfolg werden. Wissen als Gebrauchsanweisung ist ein Topos, der in der konservativen Soziologie ohnehin eine lange und starke Tradition hat: Der Mensch gilt hier als überfordert von der Komplexität der Gesellschaft und seiner eigenen Wünsche. Die sozialen Institutionen müssten ihm die Eingrenzungen ersetzen, die bei anderen Tiergattungen Instinkte leisten. Von Durkheims Anomie über Gehlen und Berger/Luckmanns Institutionen bis zu Luhmanns Komplexitätsreduktion finden wir in der Soziologie dieses Denkmodell des „Leidens an der Herrschaftsfreiheit“, wie ich es nenne. Wissen als Gebrauchsanweisung stimmt genau zu diesem Muster: Es definiert Regeln der

Herrschaft in technische Regeln um, die notwendig und unbefragbar befolgt werden müssen.

Dabei kann man in der Soziologie Gebrauchsanweisungen für die Herrschenden und solche für die Beherrschten unterscheiden: Erstere sind als *Herrschaftswissen* – das die empirische Sozialforschung in Forschungsberichten und Gutachten, gewöhnlich für die Verwaltung, routinemäßig produziert – schon lange thematisiert. Erst in jüngerer Zeit boomen die Gebrauchsanweisungen für die Herrschafts-Untergebenen. Hier handelt es sich um *Anpassungswissen*, für das vor der „Wissensgesellschaft“ eher die Religion und die Sprichwörter und sonstigen Volksweisheiten zuständig waren, natürlich nach wie vor die Schulpflicht. Beiden ist gemeinsam, dass schon durch das Genre der Darstellung Leben in der Gesellschaft als eine Frage der gelingenden Anpassung bestimmt wird. Das Genre gibt vor, dass es um Ordnungs- und nicht um Befreiungstheorie geht.

Die zweite Formeigenschaft des Wissens, ohne die nichts mehr geht, exemplifiziert im dritten oben genannten Genre: der Kulturgeschichte (des Salzes, des Kabeljau, der Weltumseglung, der Schreibmaschine), ist die der *Unterhaltung*: Wissen muss *Spaß* machen, sonst lohnt es den Aufwand nicht – der vor allem im Verzicht auf andere Vergnügungen besteht, denen man stattdessen nachgehen könnte. (Ein Student hat uns in einem Proseminar einmal als ernstgemeinten Einwand mitgeteilt, „Tatort“ zu schauen mache aber mehr Spaß und sei weniger anstrengend, als Adorno über Kulturindustrie zu lesen.) Dass eine *Ökonomie der Aufmerksamkeit* (Georg Franck) in den 1980ern entwickelt wurde, ist kein Zufall: Die Konkurrenz um die Zeit, die man braucht, um die Wissens-Waren auch zu konsumieren, wurde damals mit Privat-Fernsehen und elektronischen Spielen höchst akut. (Ansatzweise hat das auch vorher gegolten: Peter Bichsel hat 1993, beim zehnten Jubiläum der Huss'schen Universitätsbuchhandlung das Lob des Nicht-Lesers gesungen – würde nur gekauft, was tatsächlich gelesen wird, wäre der Buchhandel längst am Ende.) Verallgemeinert kann also gesagt werden: Wissen muss unter kulturindustriellen Bedingungen Aufmerksamkeit erregen. Das Versprechen von Spaß und Unterhaltung ist eine wesentliche Form, in der das geschehen kann.

Die andere Form, in der Aufmerksamkeit gewonnen wird, ist *Prominenz*. Wer aus Film, Funk und Fernsehen bekannt ist, wirft noch ein Buch hinterher, das damit vor-verkauft ist. Das können die Bekenntnisse eines Conferenciers und Party-Spießers wie Dieter Bohlen sein, die Erinnerungen von abgetretenen Politikern, oder der Bericht eines Unterhalters wie Hape Kerkeling über seine Pilgerreise nach Santiago de Compostela – der wochenlang das gleichzeitig erschienene Buch des Papstes über den Herrn Jesus auf den zweiten Platz der *Spiegel*-Bestseller-Liste verwies.

À propos Bestseller-Liste: Wettbewerbe, Ausscheidungs-Spiele und Rankings sind natürlich auch eine wichtige Form von Unterhaltung – mit der die Universitäten neuerdings hinreichend Erfahrung machen.

Das Prominenz-Prinzip wirkt schon auf unser Verständnis von Theoriegeschichte als Abfolge von großen Männern und zunehmend auch Frauen. Theorie wird personalisiert, wir organisieren ihre Geschichte nach „Klassikern“. Das war immer schon irreführend, schlägt sich heute aber besonders mit der großen Zahl von WissenschaftlerInnen: Mehr als 90% aller Wissenschaftler, die es jemals gab, leben und arbeiten heute – in der Soziologie dürfte das eher noch krasser sein. Die heute bekannten „Klassiker“ der Soziologie um 1910, als die erste Tagung der DGS in Frankfurt stattfand, sind noch fast alle deutschsprachigen Soziologen, die es damals überhaupt gab. Und noch bis in die 1960er gab es an den meisten Universitäten maximal einen Soziologen, der daher vor Ort, in der jeweiligen Stadt, für Fragen der Gesellschaft zuständig war. Heute hat die DGS-Tagung 2.000 TeilnehmerInnen.

Die zeitgenössische Prominenz ergibt sich daher als Medien-Präsenz. Die Reputation im Fach, die Luhmann noch für die Steuerungsgröße der Wissenschaft hielt, ist durch Prominenz ersetzt, die von den großen Zeitungen und Radio und Fernsehen gemacht wird. Die meisten von uns bekommen, eventuell wiederholt, die 15-Minuten-Prominenz, die Andy Warhol schon vor fünfzig Jahren als das diagnostizierte, was uns allen zusteht. Wo es darüber hinausgeht, lässt sich eine kleine Typologie kurz umreißen:

Die Zeitdiagnose-Zuständigen: Sie haben einen Begriff geprägt, der in die Sprache der Journalisten und Politiker übergegangen ist und werden damit regelmäßig genannt – nivellierte Mittelstandsgesellschaft, System, allein und in Kombination mit Lebenswelt, Risiko, Individualisierung, Erlebnisgesellschaft, Wissensgesellschaft, kulturelles Kapital (populär gern mit „mein Humankapital“ gleichgesetzt), Generationen von der skeptischen bis zur Generation Berlin oder Golf ...

Die Universal-Interpreten: Sie können zu jeder beliebigen Frage sozialwissenschaftliche Auskunft geben – früher waren das gern Psychoanalytiker (von Alexander Mitscherlich bis Horst-Eberhardt Richter), heute sind es eher Hirnforscher.

Die Zeitgeist-Klassiker: Sie haben eine plötzliche Konjunktur und gelten als originell und dunkel. Sie haben in Deutschland eine Neigung, Franzosen zu sein. In den Zeiten der Postmoderne gab es davon eine Häufung. (Jean Baudrillard, Jacques Derrida, Deleuze/Guattari, Jacques Attali)

Die Fanclub-Klassiker: Sie haben „Anhänger“, die aus dieser Eigenschaft besondere Einsichten beziehen, die andere nicht teilen (können). Das überschneidet sich mit der letzten Gruppe, geht aber darüber hinaus: Foucault, Cultural Studies, die Erfinder diverser Hermeneutiken, früher gab es auch den Adorniten, aber der ist schon lange ausgestorben.

Schließlich die *Lehrbuch-Klassiker*: Sie sind nicht originell und auch nicht dunkel, im Gegenteil, man kann bei ihnen die Definitionen und Zusammenfassungen und ein fest erscheinendes Gerüst beziehen. Beispiele sind Hartmut Esser, auch Anthony Giddens, die so verwendet werden. Max Weber, so vermute ich, bezieht einen Teil seines Status (nicht nur bei Studierenden) aus einer solchen Eigenschaft von *Wirtschaft und Gesellschaft*. Es ist noch nicht geklärt, was ihnen durch *Wikipedia* angetan wird. Das wird man mit Interesse beobachten.

In der Geschichtsschreibung der Kritischen Theorie hat uns der Prominenz-Mechanismus eine besondere Eigenheit beschert: Theoriegeschichte als Familienroman. Wir halten inzwischen bei der dritten bis vierten Generation dieses Stammbaums, in dem tatsächlich schon die zweite Generation das Erbe inhaltlich ausgeschlagen, den Familiennamen aber in Anspruch genommen hat. Aber unabhängig davon ist es in der Theoriegeschichte einmalig, dass sich Theorie durch persönlichen Kontakt vererben soll. Natürlich haben die Witwen und Schüler immer die Editions Geschichte der Gesammelten Werke bestimmt, aber nur in diesem Fall hat sich die Geschichtsschreibung der Weiterentwicklung so auf eine prominente Person oder auf zwei (Habermas und vielleicht noch Negt) konzentriert. Tatsächlich ist die Weiterführung und Aktualisierung der Kritischen Theorie eine viel allgemeinere Denktradition, die sich an verschiedenen Orten, aber nicht zuletzt an diesem Fachbereich, verdichtet hat.

Insgesamt ist die inhaltliche Folge des Prominenz-Mechanismus die Suggestion von Beliebigkeit: Ein Verständnis von Theorie als Ausdruck von gesellschaftlichen Zuständen und Antwort auf Fragen, die sich aus einer Produktionsweise stellen, wird zurückgedrängt von der Idee, es gehe damit um zündende, verkäufliche Einfälle einzelner in der Konkurrenz um die Aufmerksamkeit des Publikums, im Grunde um gelungene PR-Aktionen. Damit geben wir den Symptomwert von Theorie auf: Sie indiziert nichts mehr in der Gesellschaft außer die Mechanismen von Kulturindustrie. Sie ist nicht mehr „*notwendig* falsches Bewusstsein“, sondern nur einfach falsch, genauer gesagt: beliebig.

Eingespannt in eine Struktur von Kulturindustrie, die geprägt ist durch einen Mangel an Nachfrage und die entsprechende Versuchung sich anzubiedern, neigt die Produktion von Gesellschaftstheorie zum Anpasslerischen. Vermittelt über die Anforderungen von Unterhaltung und Prominenz neigt das Produkt zur Ordnungstheorie, zur Konstruktion der guten und notwendigen Herrschaft. Im Drang, sich kulturindustriell verkäuflich zu machen, arbeitet Gesellschaftstheorie daran, sich selbst das zu entziehen, was an ihr allenfalls interessant sein könnte: Widerständigkeit.

Gerade an der Universität, wo es auch um wissenschaftliche Berufsausbildung geht, ist das widersprüchlich: Sozialwissenschaften sind sehr wohl gefragt. Unsere Absolventen

finden einen Arbeitsmarkt, besonders seit sie nicht mehr im Ruf stehen, akademische Berufsrevolutionäre zu sein. Wir produzieren genauso Herrschaftsfunktionäre wie andere Fächer auch. Wirtschaft wie Verwaltung wissen Leute zu schätzen, die darauf orientiert sind, die Ordnung zu verbessern, indem sie das Selbstverständliche „ein Stück weit hinterfragen“, wie das in evangelischen Akademien geläufige Wort hieß. Zugleich aber wird durch die kulturindustrielle Rahmung Herrschaftskritik verhindert – zur Zeit besonders effektiv.

Widerständigkeit der Theorie wird genauso gesellschaftlich gefragt und hergestellt wie ihre Angepasstheit.

II: Formen der Widerständigkeit

Im Gegensatz zu einem verbreiteten Gerücht war Soziologie historisch überwiegend eine konservative Denkbewegung. Übertroffen wurde sie darin höchstens von der Politikwissenschaft. Schon in der Aufklärung überwog gegenüber der herrschaftskritischen und ironischen französischen Version die angelsächsisch technokratische Variante. Die deutsche Aufklärung, die der Hofmeister, also Hauslehrer, und Professoren, trug dazu noch – neben der besonderen Reflexivität – die interessante Form der Kritik als Forderung nach Anerkennung (durch die herrschende Aristokratie) bei. Ihre akademische Etablierung Anfang des 20. Jahrhunderts erreichte die Soziologie mit dem Versprechen, zu einer Lösung der „sozialen Frage“, damit zur Minderung von Revolutions-Gefahren beizutragen, die Politikwissenschaft ohnehin als Herrschaftsberatung und Kolonialwissenschaft. Ganz ohne Widerspruch geht das freilich nicht ab.

Soziologie und allgemeiner Gesellschaftstheorie verfügt über keinen abgegrenzten Gegenstandsbereich – wie die Koleopterologie (Käferkunde) oder die antike Numismatik (Münzkunde) oder die Lederverarbeitung mit dem Schwerpunkt Fahrzeuginnenausstattung (was auch ein Fach ist, für das eine unbefristete Professur ausgeschrieben wird). Über die Gegenstände der Bindestrich-Soziologien (Familie, Stadt, Kriminalität, Sozialpolitik, Arbeitsorganisation undsoweiter) wissen inhaltlich verschiedene Fachleute, gewöhnlich die Verwalter und Planer und sonstigen Praktiker in dem jeweiligen Feld, mindestens so gut Bescheid wie die Soziologin, die dort auftritt, besonders wenn es ihr erstes Forschungsprojekt zum Thema ist. Und selbst wir Alltagsmenschen, die wir in einer Familie aufgewachsen sind und eine betreiben, die wir uns vor Kriminalität in der Stadt fürchten und in einem Betrieb arbeiten, brauchen keinen Soziologen, um das kompetent tun zu können – noch weniger brauchen wir ihn dazu, uns zu erzählen, was wir da „eigentlich“ tun oder was uns dabei „wirklich“ geschieht (etwa: „Arbeiter, du wirst ausgebeutet!“). Forschung, die häufig nicht mehr tut, als solches Alltagswissen

zusammenzutragen und vielleicht noch zu vergleichen, wie dieses Wissen in verschiedenen Positionen aussieht, begibt sich nur in Konkurrenz damit und bekommt zurecht entgegengehalten, dass man die Ergebnisse des Projekts selbst auch schon gewusst hätte und dass daher damit nichts anzufangen sei. (Nur Berater haben Techniken entwickelt, den Akteuren ihr eigenes Wissen, das sie zuerst von ihnen „abgezogen“ haben, um teures Geld zurückzuverkaufen.)

Zur Wissenschaft wird das erst, wenn wir die sozialen Normen und Selbstverständlichkeiten analysieren, die vorausgesetzt sind, wenn das Alltagswissen Bedeutung und Sinn haben soll, und daraus auf die Strukturen der Produktionsweise und des zugehörigen Herrschaftsregimes schließen können, die sie hervorbringt.

Gesellschaftstheorie hat keinen Gegenstand, sondern eine Perspektive: die *Reflexion des Selbstverständlichen*. Widerstand gegen die Normen des Selbstverständlichen brauchen wir nicht aus irgendwelchen politischen oder gar moralischen Maximen, sondern um unsere Wissenschaft überhaupt und angemessen zu betreiben. *Selbstverständlich* sind in einer Gesellschaft, die herrschaftlich konstituiert ist, die Normen der Herrschaft, die nicht gerade wechselt, die nicht gerade herausgefordert wird. Nicht mehr selbstverständlich, fraglich und auffällig wird, was sich in der Zeit oder zwischen Kulturen unterscheidet, und zwar so sehr, dass Interaktionen nicht mehr funktionieren, auch nicht per Missverständnis – ohnehin die Grundkategorie von „Kommunikation“ – oder in neurotischen und sogar selbstzerstörerischen Zirkeln.

Erlauben Sie mir einen kleinen Exkurs zum Missverständnis im Alltag und in der Politik: Im *Missverständnis* geben die beiden Beteiligten dem gemeinsamen Handeln eine jeweils unterschiedliche Bedeutung, ohne dass das zunächst auffällig werden muss. Nehmen Sie die Situation im Hörsaal: Das ist das Interessante an zwischengelegten oder dem Vortrag folgenden Diskussionen, dass wir die Erfahrung machen, was alles hineingehört wurde, von dem wir ziemlich sicher sind, dass es nicht gesagt wurde; gar nicht zu reden von dem, was die geschätzte Zuhörerschaft nicht aufgenommen hat – davon erfahren wir erst in der Prüfung, wenn überhaupt. Wenn ich etwa über Adorno und die Jazz-Musik vortrage, äußert sich häufig ein Verständnis, als ginge es entweder Adorno oder mir darum, die Hochkultur zu verteidigen. Wenn man das Thema in den USA anspricht, wird es als Frage von Rassismus verstanden. Die komplizierte Wahrheit ist aber, dass Adorno damals, 1936, Jazz in Europa als eine Form der intellektuellen Reaktion auf den seit den 1920ern sich organisierenden Faschismus interpretierte, die diesem eher die Vorlagen lieferte als ihn bekämpfte. Sie wird im Dienst solcher aktuellen Interessen gern überhört. Und das ist nur ein harmloses Beispiel verglichen mit dem, was es an unthematisierten Missverständnissen etwa in Liebes- oder Familien-Beziehungen gibt, ohne dass der alltägliche Umgang

dadurch unmöglich würde. Man kann im Gegenteil sagen, dass der Umgang oft erschwert wird durch das Bedürfnis, Missverständnisse zu bereinigen und „ausdiskutieren“ – häufig eine Aggression mit dem Ziel, die Beziehung abubrechen.

Neurotische Zirkel können nachgerade damit definiert werden, dass sie auf starken verschiedenen, aber jeweils selbstverständlichen Vorannahmen auf beiden Seiten beruhen, die trotzdem und per „Missverständnis“ in der Interaktion verstärkt werden. Wer jede Situation mit einem etwas älteren Gegenüber als Kampf mit einem Vater versteht, der zu hohe Anforderungen stellt, oder mit einer Mutter, die nicht genug (Essen, Geld, Liebe) gibt und Konkurrenten bevorzugt, behält dieses Verständnis auch dann, wenn die reale Person z.B. nur einen Vortrag hält und damit gar keine Forderungen verbindet und in diesen alles hineinlegt, was sie zu geben hat. Auch das ist nur ein harmloses Beispiel im Vergleich zu dem, was sich aus derselben Konstellation etwa in einer Liebesbeziehung ergeben kann, die von einer Seite als Leistungsanforderung, von der anderen als Frage gesehen wird, wer mehr „herausholt“ und bekommt.

In den internationalen Beziehungen wird damit Politik gemacht: Die Bevölkerungen auf beiden Seiten bekommen was immer geschieht als Angriff auf die jeweils eigene Männlichkeit (gern als „nationale Würde“ thematisiert) interpretiert. Beide Seiten definieren sich als historisches und aktuelles „Opfer“, das ein Anrecht auf Gegenwehr oder Kompensation hat. Die Destruktivität solcher Zirkel ist in diesem Fall besonders bedrohlich.

Selbst für den Außenstehenden eklatante Missverständnisse können also gesellschaftlich überspielt und in einer folie à deux oder à tous stabilisiert werden. Andererseits sind sie die Chance, auf selbstverständlich Vorausgesetztes aufmerksam zu werden. Sie sind daher der Königsweg zur Reflexivität und also zur soziologischen Einsicht. Soziologen machen sich unbeliebt, indem sie auf solche Missverständnisse hinweisen, ihre Stabilisierung in Frage stellen. Diese Widerständigkeit macht Soziologie zur Wissenschaft.

Gesellschaftstheorie hat die Aufgabe, die Selbstverständlichkeiten zu thematisieren, die auf beiden Seiten eines Konflikts gleich oder auch unterschiedlich im Hintergrund stehen. Sie hat damit die Aufgabe, Herrschaft zu stören. Sie darf sich an Normen der Höflichkeit, der harmlosen Konfliktfreiheit von Interaktionen, der Wohlanständigkeit und des Respekts „vor den hohen Obrigkeiten und dem Herren Bürgermeister“ (Heine, Verheißung, Zeitgedichte, in: Neue Gedichte, 1844) nicht gebunden fühlen. Aber es geht über diese einfachen antiautoritären Tugenden – die hilfreich und gute erste Ansätze sind – hinaus: Herrschaft hat sich in unseren Begriffen und Denkgewohnheiten eingemischt.

Schon die Fragestellungen, die wir vorfinden, gehen von den Selbstverständlichkeiten der Herrschaft aus. Um ein zentrales Beispiel in Erinnerung zu rufen: Niemand will

wissen, ob eine Gesellschaft ohne den Zwang zur Lohnarbeit und also ohne die Trennung von Arbeit und Freizeit oder ob eine Gesellschaft ohne Gefängnis und staatliches Strafen vorstellbar ist. Aber es wird viel über die Freizeitgestaltung von Jugendlichen geforscht; oder über den Einfluss von langdauernder Arbeitslosigkeit auf die psychische Gesundheit; oder über die Gründe für die geringe Arbeitsmarkt-Integration von Schul-Dropouts; oder über die Wirksamkeit verschiedener Maßnahmen der Resozialisierung bei Erst- im Vergleich zu Intensiv-Tätern. Dass schon im Begriff der „Freizeit“ oder in dem der „Resozialisierung“ die komplette Idee selbstverständlich vorausgesetzt ist, dass Menschen nur als Träger einer Lohnarbeitskraft relevant sind, will auch innerhalb der Soziologie niemand hören. Noch weniger will man hören, dass das selbst im funktionierenden Kapitalismus so nicht stimmt, dass selbst hier niemand von Lohnarbeit lebt und auch nicht von dem dabei verdienten Geld, sondern von der Haus- und Eigen-Arbeit, die wir für uns selbst und für einander tun – und die darüber hinaus selbst dann, wenn es Waren gibt, die man für seinen Alltag brauchen kann, nötig ist, um aus den Waren erst Gebrauchsgüter zu machen. So lange wir solche Selbstverständlichkeiten mitmachen und Grundbegriffe wie „Arbeit“ so verfälscht verstehen, arbeiten wir an der Lösung von Herrschaftsaufgaben mit und betreiben nicht Wissenschaft im emphatischen Sinn.

Die Widerständigkeit der Theorie ist kein harmloses Spiel. Sie ist Widerständigkeit gegen Herrschaft, die uns zumindest im Denken gelingen muss. Sie ist damit Widerstand gegen Kulturindustrie und braucht insofern immerhin keinen Heroismus, sondern nur Anstrengung. Heldenhafte Taten geschehen häufig aus Dummheit und Phantasielosigkeit, Widerstand braucht Klugkeit und harte Arbeit. Die Formen solcher Widerständigkeit des Denkens wurden im 19. und 20. Jahrhundert in Kunst und Wissenschaft ähnlich entwickelt: Die Arbeitsbündnisse der „öffentlichen Einsamkeit“ und der „Reflexivität“ sind die interessantesten davon. Das in der Kunst auch mögliche Arbeitsbündnis der „Avantgarde“ – das Bündnis mit dem Fortschritt und seinem vermuteten Träger – ist offenbar für die Theorie nicht ohne Gefahren. Avantgardismus hat historisch in der Gesellschaftstheorie den Partei-Intellektuellen und Schulmeister bis Tugend-Terroristen erzeugt, der Theorie zur machtbewehrten Orthodoxie umwandelt.

„Öffentliche Einsamkeit“ – das war Adornos Arbeitsbündnis der „Texte, die keine Leser brauchen“. Sie steht heute ernsthaft nicht mehr zur Verfügung, wurde vielmehr kulturindustriell in eine Verkaufsmasche der Esoterik von Verfahren und Einsichten umgearbeitet. Zuletzt ist auch ihm selbst das schon widerfahren – deshalb mutet er uns manchmal so vorgestrig an und viele deuten das als „elitär“ um. Aber sein Denken hat damit ein exemplarisches Maß an *Reflexivität* erreicht.

Ein anderes Arbeitsbündnis, das überspitzte Verwenden der Mittel von Kulturindustrie hat als surrealistische, situationistische Techniken der intellektuellen Clownerie über

Satire, Ironie, Spott und Hohn höchst wirksam Selbstverständliches in Frage gestellt und damit Einsicht induziert. Freilich kann auch Reflexivität – das Mitdenken von Herrschaft in allen Denkanstrengungen – kulturindustriell als „zynische Vernunft“ (Sloterdijk) oder als affirmative Selbststeuerung vereinnahmt werden. Aber dadurch wird Reflexivität und Widerstand gegen das herrschaftlich Selbstverständliche nur unwahrscheinlich, nicht unmöglich.

Zu den Bedingungen ihrer Möglichkeit heute ein paar Hinweise im dritten Abschnitt. Ich will dabei bevorzugt Beispiele aus meinen Erfahrungen an diesem Fachbereich verwenden.

III Die Bedingungen der Möglichkeit von Reflexivität

Am Beispiel unseres Fachbereichs will ich drei Probleme benennen, die gelöst werden müssen, um die Reflexivität zu ermöglichen, die Wissenschaft ausmacht: 1/ das Ausmaß der Orientierung an einer akademischen Spezialdisziplin der Gesellschaftswissenschaften und ihrer Berufsorganisation oder Orientierung primär an den Fragen, die von einer Produktionsweise und ihren Problemen gestellt werden; 2/ die Frage des Umgangs mit den sozialen Bewegungen, mit der mehr oder weniger organisierten Opposition; 3/ die Art des Umgangs mit unserem Narzissmus-Problem, besonders unter Kulturindustrie-Bedingungen. In allen drei Fällen ist zur Sicherung von Reflexivität und der dafür nötigen Widerständigkeit das Aushalten eines Widerspruchs, einer Spannung nötig, die distanzierte Teilnahme, ein hohes Maß von tolerance of ambiguity („intolerance of ambiguity“ ist der Zentralbegriff der *Authoritarian Personality*).

Um dieses Beispiel erst einmal zu charakterisieren, ist eine Bilanz vorzuschicken: Ich glaube, ich war an einer sehr guten Phase der Sozialwissenschaften in Frankfurt beteiligt. Wir mussten zuerst den Einfluss der autoritären Fraktionen der Studentenbewegung mit ihrer als Farce nachgestellten Arbeiterbewegungs-Orthodoxie zurückdrängen. Danach dominierte hier eine undogmatisch „linke“ Grundorientierung, die unsere getrennten wissenschaftlichen Arbeiten zusammenhielt – übrigens auch über die Grenzen der Fraktionen hinweg. Wenn man erst einmal von dem kulturindustriellen Prominenz-Fetisch in der Beschreibung von Theorie absieht, dann war dieser Fachbereich seit den 1970ern eine bedeutende Bündelung und Verdichtung von kritischer Gesellschaftstheorie und hat kollektiv und in den jeweiligen Feldern und Zugängen einen Beitrag zur Aktualisierung von Kritischer Theorie geleistet, der in der Summe mehr ist und stärker wirkt als das Werk jedes einzelnen Theoretikers. Zusammen haben wir von der Analyse der Produktionsweise und der Lohnarbeit ebenso wie der Hausarbeit über die Theorie von Staat, Planung, Verwaltung und Demokratie über die Theorie der sozialen Bewegungen und ihrer organisatorischen Verfestigungen, damit verbunden der Herrschaftsformen von

Warenförmigkeit und Patriarchat, bis zur Theorie der Interaktion und des Individuums das Feld der Kritischen Theorie umfassend bearbeitet – so umfassend, wie es Horkheimers Idee entsprach, allerdings ohne jegliche „Diktatur des Institutsdirektors“. Dass uns die Grenzen der Disziplinen, besonders die zwischen Soziologie und Politikwissenschaft, aber auch die zur Ökonomie und zur Philosophie, wenig kümmerten, war unsere besondere Stärke.

Dass das gelang, war übrigens von der Universität her gesehen ein Zufall. Hier gab es nie die Möglichkeit, ein Team zusammenzustellen. Die Universität zeichnet sich in ihrer Personalpolitik ja gegenüber allen anderen Betrieben dadurch aus, dass sie kooperationsfähige, gleichgesinnte Arbeitsgruppen wirksam verhindert. So etwas kann nur gegen die Strukturen passieren und ist damals auf dem Hintergrund allgemein geteilter Theorie-Voraussetzungen in dann doch gelegentlich möglichen Kooperationen und über Anforderungen der Studierenden vermittelt und verstärkt zustande gekommen. Es kam hinzu, dass diese Gruppe ziemlich lang relativ stabil blieb.

Der Fachbereich war in der Zeit ein wichtiger Ort, an dem Kritische Theorie in einer Vielfalt von Zugängen aktualisiert und weiterentwickelt wurde. Wenn die Geschichte der Kritischen Theorie jenseits des Prominenz-Fetisch und des Familienromans geschrieben wird, stellt der Fachbereich in den 1970-90er Jahren einen Verdichtungspunkt dar.

1/ Zur Orientierung an der Disziplin und ihrer professionellen Organisation: Die Gesellschaftswissenschaften, die historisch als „Politische Ökonomie“, „Politische Theorie“ oder „Moralphilosophie“ und „Sozialphilosophie“ eine Einheit waren, haben sich im 19./Anfang des 20. Jahrhunderts vielfältig aufgespalten: Ökonomie (in zwei Varianten: Nationalökonomie und BWL), Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Psychologie (mindestens zwei Varianten: Experimentalpsychologie und Psychoanalyse), neuerdings Hirnphysiologie, Kulturanthropologie, Soziologie, Politikwissenschaft, Ästhetik, Moral- und politische Philosophie und darin jeweils weitere Spezialisierungen. Die jeweiligen „Deutschen (oder auch Internationalen) Gesellschaften für ...“ organisieren den akademischen Selbstlauf der Disziplinen und die Standards der daraus folgenden Berufe. Sie sind damit eng in die jeweilige Produktionsweise und ihre Herrschaft eingebunden – und das noch dazu als Organisation von Konkurrenten, deren eventuell geringe Gemeinsamkeit ihre Grundlage ist. Reflexivität aber braucht den langfristigen Vergleich, am besten den zwischen mehreren Produktionsweisen – so ist Gesellschaftstheorie ja auch entstanden: aus der Erfahrung der neuen Produktionsweise des Kapitalismus. Das war es auch, was kritische Gesellschaftstheorie seit den 1970ern zu verarbeiten hatte: den Übergang zwischen zwei Formen von Kapitalismus, vom Fordismus zum Neoliberalismus. Die Profession der Soziologie mit ihrer Gegenwarts-Orientierung hat da eine zu kurze

Perspektive. Indem sie Standespolitik zu machen hat, pflegt sie eher die herrschenden Selbstverständlichkeiten.

Für Reflexivität förderlich sind Spannungsverhältnisse, das Aushalten von Widersprüchen. Wir können und wollen die professionellen Standards natürlich nicht ignorieren – aber wir werden sie zum Gegenstand der Reflexion machen. Wir können aus der Disziplin und ihren Konkurrenzen nicht aussteigen – aber wir werden sie zum Gegenstand der Forschung machen. Wir werden uns aus der Profession nicht vertreiben lassen – aber wir werden drin bleiben, um sie zu kritisieren. Aus der Teilnahme gewinnen wir Material, um den historischen Sinn für das zu schärfen, was Wissenschaft und Theorie in einer längeren Perspektive darstellt. Die Gebiets-Abgrenzungen der sozialwissenschaftlichen Teil-Disziplinen, haben wenig mit der Sache zu tun: dem Verstehen der Produktionsweise und ihrer politischen bis psychischen Manifestationen. Nonkonformistische Intellektualität, wie Alex Demirovic sie am Beispiel Adornos beschrieben hat, bildet und bewährt sich an der Distanz zur Profession, zu der wir Zugehörigkeit reklamieren, um sie nicht sich selbst zu überlassen. In Zeiten der sozialen Ausschließung gilt das umso mehr.

Widerstand gegen Disziplinarität, wie sie sich entwickelt hat, ist vor allem nötig, um der Forschungs-Orthodoxie zu entkommen, die sich im Format des Forschungsprojekts organisiert. Was sich so als Forschungsförderung geriert, ist tatsächlich billige Nachwuchsförderung – die sich die Universität damit spart. Das Format des „Projekts“ beeinflusst auch die Fragen, die sich überhaupt behandeln lassen, und besonders die Methoden: Plausibel sind große Datenerhebungen nach etablierten Methoden. Und die Drittmittel-Forschung verhindert ein eigenes Arbeitsprogramm, weil man nur das forschen kann, was aus irgendwelchen Zufällen der Begutachtung und der Konkurrenzlage gerade genehmigt wird. Mit einer Ablehnungsquote bei 80% kann man kein eigenes Forschungsprogramm durchführen – von der enormen Verschwendung von Arbeitskapazität im Schreiben und Begutachten von Anträgen gar nicht zu reden.

Hätten wir stattdessen mehr fixe Mitarbeiterstellen, könnten wir selbstbestimmte Programme der „kleinen“ und spontanen, den Ereignissen in der Wirklichkeit folgenden, die Studierenden beteiligenden Forschung in einem sich entwickelnden theoretischen Rahmen bearbeiten. Möglich ist das, aber nur, indem wir den Drittmittel-Fetisch und damit die Macht der Wissenschafts-Bürokratie bekämpfen. Im Moment werden wir da gerade vernichtend geschlagen, aber es wird neue Runden der Reform geben.

2/ Das Modell der Widerständigkeit gegen Ausschluss als distanzierte Teilnahme gilt ähnlich für den Umgang mit der *Opposition* gegen Herrschaft, also etwa mit den sozialen Bewegungen. Widerständigkeit gegen Herrschaft, so schwer sie im einzelnen fallen mag, ist uns zumindest als Forderung geläufig, viel schwieriger ist die Distanz zu den

Gegenbewegungen. Solo-Widerstand kommt einem doch gelegentlich etwas don- quixottisch vor und je nach Temperament und Konstitution holt man sich in der Teilnahme an diversen Auseinandersetzungen auch einen Kick. Unser Fachbereich hatte Verbindungen zur Alternativ-Kultur, so lange sie bestand, und zu den verschiedenen „Bewegungen“, vom Häuserkampf zu Startbahn West und Friedens-Demos. Auch mit etablierten Formen der Opposition wie Parteien oder Gewerkschaften wurde zusammengearbeitet. Besonders letzteres übrigens mit einer gewissen Leidensfähigkeit angesichts deren Intellektuellen- und Universitäts-Feindlichkeit.

Hier besonders ist eine Spannung auszuhalten: Der nonkonformistische Intellektuelle ist ja der, dem die Befreiungsbewegung abhanden gekommen ist und der das auch weiß und die historischen Gründe dafür kennt und all das zum Teil der Theorie macht. Trotzdem ist die intellektuelle, vor allem aber praktische Versuchung groß, sich wenn schon nicht der Herrschaft, dann der Gegenmacht anzuschließen: Nicht zuletzt geht es da um allerhand nützliche Ressourcen.

Reflexivität wurde einem freilich im Kontakt mit den Neuen (wie den alten) Sozialen Bewegungen ohnehin von ihrer oben erwähnten Intellektuellen-Feindschaft nahegelegt: Damit fiel immerhin die Versuchung weg, diesen Bewegungen den richtigen Weg weisen zu wollen, wie es Arbeiterbewegungs-Intellektuelle historisch gern taten. Dafür bestand die Gefahr des *sacrificium intellectus*, um doch als zugehörig durchzugehen. Die Position des „marginal man“ (Robert Ezra Park, Everett Stonequist) ist hier die einzig mögliche, bis zu einem gewissen Grad aber auch nötige: Wenn man nicht zumindest am Rand dabei ist, kennt man die Bewegungen nur in kulturindustrieller Verarbeitung aus dem *Spiegel* und dem Fernsehen.

Ich will das über die politischen Bewegungen hinaus verallgemeinern: Der Reflexivität zuträglich ist teilnehmende Beobachtung von Gesellschaft, aus Neigung oder erzwungen und aus einer Position der Marginalität.

Ich wurde zum Beispiel seinerzeit zur Teilnahme am Militär gezwungen – habe aber in der „erzwungen teilnehmenden Beobachtung“ viel über die geschlossene Anstalt und damit über Gewalt in der Gesellschaft gelernt – und daraus meine Habil geschrieben. Situationen, in denen sich Herrschaft der Erfahrung aufdrängt, helfen der Reflexivität nach, wenn man sich der Unterwerfung entziehen kann und das auch muss, um als Person zu überleben.

3/ Hier tut sich eine letzte Spannung auf, die ich besprechen will: die zwischen dem Narzissmus, der uns Wissenschaftler auszeichnet, und der Einsicht in die kulturindustrielle Bedeutungslosigkeit unserer Einsichten, die zu Gebrauchsanweisungen und zu Unterhaltung verarbeitet werden. Dieser Narzissmus ist eine intellektuelle Produktivkraft: Ohne ihn würden wir nicht zwei Jahre und länger in großer Einsamkeit an einem Buch

schreiben können. In dieser Zeit muss man sich die phantasierten Befriedigungen („Ehre, Macht, Reichtum, Ruhm und die Liebe der Frauen“, so Freuds klassische hetero-männliche Formulierung) selbst geben. Das bleibt auch so, denn wie viel davon auch real kommen mag, es ist immer zu wenig. Das erzeugt die Haltung des ewig beleidigten verkannten Genies, andererseits die Überschätzung des Talk-Show-Auftritts oder auch nur der Wortspende im Radio als öffentliche Anerkennung. Das Gegenbild ist der Spezialist, der seinen Narzissmus auf einen immer kleineren Bereich der Wissenschaft konzentriert, dort unbestritten ist und nach dem bekannten Wort tendenziell alles über nichts weiß. Es ist das ein Versuch, in der als industrie-artiger Betrieb verstandenen Wissenschaft doch einen – noch so kleinen – Platz zu sichern, an dem man individuell wichtig ist.

Wenn man die Spannung nicht falsch auflöst, sondern aushält, dann muss man darauf bestehen, dass Soziologie *nicht* industriell hergestellt wird, sondern Werkstattfertigung ist, ein Handwerk, wie es etwa C. Wright Mills betont hat. Entsprechend sind unsere Methoden Handwerks- und Klugheits-Regeln, nicht mehr, auch nicht weniger, und unsere Kolloquien Meister-Klassen. Zugleich dürfen wir uns den Umgang mit der ganzen historischen Tiefe des Nachdenkens über Staat und Gesellschaft nicht nehmen lassen. Allerdings ist diese Geschichte keine Reihe von großen Männern und Frauen, sondern eine Abfolge von widerständigen Strömungen und Befreiungsversuchen mit ihrem jeweiligen Wissen, das sie aus der Erfahrung von Herrschaft und des Widerstands dagegen gewinnen mussten und konnten. Individualität ist der Beitrag, den wir zu dieser kollektiven Anstrengung beibringen. Adorno hat diese Spannung so beschrieben: „Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.“ (Adorno, *Minima Moralia* 34: Hans-guck-in-die-Luft, 1944, GS 4: 63)

Ich will mit einem Wunsch für die KollegInnen schließen, die noch länger an diesem Fachbereich arbeiten werden:

Ich wünsche Ihnen, die Sie diesen Fachbereich unter schwierigen Bedingungen neu konstituieren, dass Sie irgendwann rückblickend auch feststellen können, dass hier unter der Hand ein gemeinsames Programm entstand, dass die Verlockungen der disziplinären Spezialisierungen balanciert wurden und dass sich die Narzissmen in gemeinsamer Widerständigkeit gegen Herrschafts-Zugriffe aller Art unterbringen ließen.

Eine letzte Bedingung möchte ich noch nennen, die der Möglichkeit von Reflexivität und Widerständigkeit zumindest sehr zuträglich ist: emeritiert zu sein. Das ist zwar nicht verallgemeinerungsfähig – aber ich werde in diesem Sinn weiterarbeiten.